

HEYNE <

DAS BUCH

Die 23-jährige Harriet Heron ist überbehütet und wegen ihres Asthmas abgeschnitten von der Außenwelt. Bevor es zu spät ist, muss sie dem Dunst des viktorianischen London entfliehen, und einen Ort finden, an dem sie endlich Luft zum Atmen hat. Zusammen mit ihrer Mutter Louisa und ihrer Tante Yael bricht Harriet nach Ägypten auf, und erfährt, was Leben bedeutet. Doch eine Zufallsbegegnung auf dem Weg nach Alexandria mündet in eine gefährliche Freundschaft, als Louisa von ihrer tief begrabenen Vergangenheit eingeholt wird – in Gestalt eines Mannes, der entschlossen ist, sie zu vernichten, und dafür ihrer Tochter übel mitspielt. Und Harriet steuert auf ein Schicksal zu, das niemand vorausahnen konnte.

DIE AUTORIN

Wendy Wallace wuchs in Kent, England, auf, lebt nun aber mit ihrer Familie in London. Sie arbeitete zunächst als Fotografin und Journalistin, bis sie sich ganz ihrem Traum, dem Schreiben von Romanen, zuwandte. »Im Land der goldenen Sonne« ist ihr erster, in Deutschland veröffentlichter Roman.

WENDY
*W*ALLACE

*Im Land der
goldenen Sonne*

ROMAN

Aus dem Englischen
von Jens Plassman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Sacred River bei Simon & Schuster.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 02/2016

Copyright © 2013 by Wendy Wallace

Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany

Redaktion: Evelyn Ziegler

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München,

unter Verwendung von Bigstock

(oksix, Dudarev Mikhail, vitality mateha), Dreamstime.com

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-41888-2

www.heyne.de

Für MG, SG und DG

*O Herz, das ich hatte von meiner Mutter,
o Herz meiner irdischen Existenz,
stehe nicht auf gegen mich als Zeuge,
sag nicht gegen mich aus, was ich getan*

AUS DEM TOTENBUCH DER ALTEN ÄGYPTER

«Gott, was ist das?»

Louisa stand draußen im Nebel, eine Schere in der Hand, und untersuchte den weichen Gegenstand mit ihrer Schuhspitze. Ein Lumpen, entschied sie. Irgendein Lappen, der Rosina im Sommer aus dem Fenster gefallen war. Sie bückte sich, um ihn aufzuheben, tastete auf dem gepflasterten Weg, und plötzlich stockte ihr der Atem. Ihre Fingerspitzen hatten etwas Warmes berührt. Sie ging in die Hocke und konnte durch den Dunst einen gelben Schnabel und ein von tiefschwarzem Gefieder umfasstes glasiges Auge ausmachen. Es war eine Amsel. Jung, schön und tot.

Der Nebel hinterließ einen sauren Geschmack auf der Zunge und schmeckte nach Eisen und Rauch, die zusammen in einer urzeitlichen Feuchtigkeit aufgelöst waren. Er trieb ihr die Tränen in die Augen und brannte auf den Wangen. Eingehüllt in dieser gelben Wolke konnte Louisa nicht das Geringste von ihrer Umgebung erkennen. Ihr eigener Garten hätte sich endlos in alle Richtungen erstrecken können, hätte jedoch genauso gut auf den winzigen Fleck geschrumpft sein können, auf dem sie gerade stand.

Überall in London fielen derzeit Vögel vom Himmel, knallten auf die Lederdächer der Kutschen, stürzten in die Kaminschlote oder klatschten in den großen Parks vor den Augen der Statuen in die Seen. Jeder hielt es für ein Omen, allerdings herrschte Uneinigkeit über seine genaue Bedeutung. Louisa hatte nicht die Absicht, diesen toten Vogel hier als Omen zu betrachten. Sie würde das Haus von ihm befreien.

Nachdem sie einen Handschuh aus ihrer Tasche übergestreift hatte, überwand sie sich, die Amsel aufzuheben. Für seine Größe war das Tier verblüffend leicht. Federn, Flaum und Krallen, sonst nichts. Sie balancierte es auf ihrer Handfläche und trug es den Weg entlang bis zur Mauer am Ende des Gartens, wo sie den Arm ausstreckte, um den Kadaver auf die dahinterliegende Gasse zu werfen. Während sie das tat, spürte sie plötzlich Krallen, die sanft über ihr Handgelenk kratzten. Jäh erhob sich der Vogel, breitete seine Schwingen zu einem schwarzen Schirm aus und verschwand in den Morgen.

Louisa blickte dem leisen Geräusch der Flügelschläge nach.

»Flieg heim«, sagte sie.

Erst als sie wieder im Hause war, den Handschuh ausgezogen hatte und sich am steinernen Waschbecken der Spülküche Wasser über die Finger laufen ließ, fiel ihr ein, was sie hatte tun wollen. Sie war in den Garten gegangen, um für Harriets Frühstückstablett einen Knospenzweig zu schneiden.

Sie trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch, kramte aus ihrer Tasche die Schere hervor und lege sie zurück in die Schublade der Kommode. Noch einmal würde

sie nicht hinausgehen. Eigentlich war sie ja auch diejenige, der die winzigen Quitten- und Schneeballtriebe so gut gefielen. Sie, nicht Harriet, liebte es, diesen intensiven, rasch vergehenden Duft der Chinesischen Winterblüte zu riechen.

»Ich schlage vor, Sie verschaffen ihr ein wenig Luftveränderung, Mrs. Heron.«

»Das ist unsere Absicht, Herr Doktor, sobald es Sommer wird.« Louisa stand vor Harriets Tür auf dem obersten Treppenabsatz und lächelte Dr. Grammaticas mit geschlossenem Mund zu, während sie den Sitz des kompliziert geschlungenen Chignons auf ihrem Hinterkopf kontrollierte. »Wir werden im Juli nach Boscombe fahren, wie wir es jedes Jahr tun.«

Dr. Grammaticas schüttelte den Kopf.

»Sie haben mich falsch verstanden.« Er hatte seine Stulpenhandschuhe angezogen. Nun spreizte er darin die Finger und schob sie ineinander, um den Sitz zu verbessern. »Harriet muss irgendwohin, wo es warm ist. Trocken. Man sagt, das Klima in Ägypten soll sehr vorteilhaft sein.«

Louisa spürte, wie ihr der Mund offen stand, und schloss ihn rasch.

»Das kann ich nicht.«

»Verreisen? Warum nicht?«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und richtete den Blick auf die Gaslampe, die über dem Kopf der Arztes von der Decke hing. Sie schien ihm einen gelben Heiligenschein zu verleihen. Eine kleine schmutzige Sonne, die gegen die monatelange Dunkelheit anschien.

»Ich ... ich fände es ungehörig, so weit weg von zu Hause zu sein«, sagte sie.

Dr. Grammaticas sah sie fragend an.

»Ihre Atemfrequenz ist erhöht, Ruhephasen zwischen den Atemzügen gibt es kaum noch. Und dann ist da noch etwas.« Er warf einen Blick auf die Tür und senkte die Stimme. »Etwas, das ich nicht zu beurteilen vermag.«

Er steckte seinen Schal fest, trat an Louisa vorbei und begann, die Stufen hinabzusteigen. Im obersten Stockwerk war die Treppe noch ohne Teppich und für einen Mann seiner Statur viel zu schmal. Sie war für die schlanken Hüften von Hausmädchen und Kindern ausgerichtet. Wie lose Zähne wackelten die Pfosten des Geländers unter seinem Griff und die Stufen knarrten bei jedem Schritt.

Rasch lief Louisa ihm hinterher, während er bereits eine Treppe tiefer die dämmrige Diele erreichte. Durch den roten Vorhang des Oberlichts strömte ein warmer Lichtschein auf das Muster der Fliesen. Er hastete an der großen Vitrine mit den exotischen Farnen vorbei und nahm den Mantel entgegen, den das herbeieilende Hausmädchen ihm brachte. Das Mädchen war neu, die letzte in einer langen Reihe, die das Haus in den vergangenen Monaten durchlaufen hatte. Nicht einmal ihr Name wollte Louisa auf Anhieb einfallen.

Der Arzt korrigierte mit den Schultern noch den Sitz seines Mantels, da riss er bereits die Haustür auf und ließ einen Schwung verpestete Luft ein.

»Sprechen Sie mit Ihrem Gatten«, sagte er und stieg die steinernen Stufen zur Straße hinab. »Fragen Sie ihn, was er für das Beste hält.«

»Soll ich noch mehr Tinktur besorgen?«, rief Louisa ihm nach. »Ein neue Flasche Friar's Balsam?«

Stille. Ein Junge tauchte aus dem Nebel auf und ging auf

dem Bürgersteig am Haus vorbei. Zum zweiten Mal an diesem Morgen hätte Louisa beinahe vor Schreck aufgeschrien. Sie schloss die Tür, schob oben und unten die Riegel vor, zog den schweren Samtvorhang zu und lehnte sich dann erschöpft mit dem Rücken dagegen. Harriet hielt große Stücke auf den Arzt, was Louisa jedoch immer unwillkürlich zu der Frage führte, warum er sie dann in all den Jahren, die er sie mittlerweile behandelte, nicht hatte heilen können.

Louisa würde nicht mit all ihren bisherigen Lebensgewohnheiten brechen und weggehen. Das wagte sie nicht.

»Unmöglich«, erklärte sie laut. »Undenkbar.«

Als sie die Schritte des Hausmädchens auf der Treppe hörte, bemühte sie sich um einen gefassten Eindruck, zupfte die Ärmel über die Handgelenke, strich die Röcke über ihren Hüften glatt und sah dann erst auf. Es war gar nicht das Mädchen. Es war Harriet. Sie stand auf dem Treppenabsatz. Nackte Füße schauten unter dem Saum ihres schneeweißen Nachthemds hervor. Das rotblonde Haar hing ihr offen und noch wirr von den nächtlichen Zöpfen über die schmalen Schultern, um die sie den alten rosafarbenen Paschmina geworfen hatte, von dem sie sich nicht trennen wollte. Sie sah aus, als wäre sie direkt aus einem Gemälde in der National Gallery getreten.

»Warum ist es unmöglich?«, fragte sie.

»Wo sind deine Pantoffel?«

»Ich würde es mir so wünschen, Mutter. Mehr als irgendetwas sonst.«

»Wir werden nicht nach Afrika gehen, Harriet. Es ist viel zu weit weg.«

»Zu weit weg wovon?«

»Von zu Hause natürlich. Von unserem Heim.«

Louisa sprach mit leiser Stimme. Dr. Grammaticas warnte stets vor unnötiger Aufregung, übertriebenen Emotionen, vor Tränen- und Lachausbrüchen. Außerdem hatten Harriet und sie – nach den hitzigen Auseinandersetzungen in deren Jugendjahren – inzwischen einen behutsam abwägenden Umgangston gefunden, bei dem die beiderseitige Rücksichtnahme aus jeder Silbe sprach. Und was Louisa betraf, so kam bei ihr die feste Überzeugung hinzu, dass ihnen beiden noch viele weitere Jahre dieser Zwangsgemeinschaft bevorstanden, die erst einmal bewältigt werden wollten.

»Hat das Mädchen dir dein Frühstück gebracht?«, erkundigte sich Louisa mit sanfter Stimme.

Harriet war in die Diele hinabgestiegen und stand nun unmittelbar vor ihr. Das bleiche Gesicht hatte noch denselben sonderbar halb erwachsenen Ausdruck, den es angenommen hatte, als sie mit sieben oder acht zum ersten Mal krank geworden war, und der sich nie ausgewachsen hatte.

»Dann werde ich eben hier sterben. Wenn dir das lieber ist.«

Louisa zuckte zusammen.

»Wie kannst du so etwas Schreckliches sagen, Harriet? Ich will doch nur, dass du gesund wirst. Und glücklich. Das ist alles, was ich mir jemals gewünscht habe. Seit dem Moment deiner Geburt.«

»Von hier fortzugehen, das ist das Beste für mich, Mutter. Irgendwohin, wo ich atmen kann.«

Louisa saß auf dem ungemachten Bett und füllte ein Glas mit Wasser aus dem Krug. Sie wusste nicht, ob sie die gedämpften Fetzen eines Weihnachtslieds von der Straße

unten tatsächlich hörte oder sich nur einbildete. *May nothing you dismay*. Der Nebel ließ alles so still werden, als würde sich das gesamte Leben im Geheimen abspielen.

Es war Nebel der schädlichsten Sorte – schwefelig und gelb wie Senfpulver. Den Zeitungsberichten zufolge lag die Todesrate enorm hoch, und die Angst vor dem Ausbruch einer Russischen Grippe-Epidemie ging um. Harriet konnte das Haus nicht verlassen, ohne in ein Husten auszubrechen, das ihren schwächtigen Körper schüttelte, ihre Lippen und Fingerkuppen dunkel anlaufen ließ und sie in die Gefahr eines schweren Anfalls brachte.

Louisa hatte getan, was sie konnte. An den Schiebefenstern hatten sie und Rosina sämtliche Ritzen entlang der Rahmen mit gefalteten Zeitungstreifen abgedichtet. Die Schlüssellöcher aller Außentüren verstopften sie jede Nacht mit kleinen Tüchern, setzten Stöpsel in die Abläufe aller Becken und zogen schon am frühen Nachmittag die Wintervorhänge zu. Es half nichts. Der Nebel kroch die Kamine herab, zwängte sich zwischen den Bodendielen hindurch, drang selbst durch Ziegelsteine und Mörtel. Und er schlich sich in Harriets Brust.

In der letzten Nacht hatte sie einen der bislang schlimmsten Anfälle erlitten. Louisa sah Harriet noch vor sich, die Schultern hochgezogen und mit offenem Mund japsend, während der Rauch des verglimmenden Salpeterpapiers den Raum füllte. In den frühen Morgenstunden hatte Louisa ihre Tochter inständig gebeten, nach Dr. Grammaticas schicken zu dürfen, aber Harriet hatte den Kopf geschüttelt. »Es ist vor...bei, Mutter«, hatte sie stockend vor Atemnot erklärt. »Das Schlim...mste ist vorbei.«

Einige Minuten später war der Hund auf das Bett gesprungen, und nach einer Stunde hatte Harriet gesagt, sie sei hungrig und hätte gerne eine Tasse Tee und eine Scheibe Toast. Louisa hatte den Brotlaib zusammen mit einer langen Röstgabel und einem Wasserkessel aus der Küche geholt. Harriet bestand darauf, sich ihren Toast selbst über dem Kaminfeuer in ihrem Zimmer zuzubereiten. Um vier Uhr morgens aß sie die mit Butter bestrichene Scheibe und fragte, welchen Sinn das Leben mache, wenn man nie tun könne, was man wolle.

Let peace and health and happiness ... Während von der Straße weiter die geisterhaften Fetzen nach oben drangen, lief Louisa auf dem alten Seidenteppeich vor dem Bett hin und her. Es war eine Woche vor Weihnachten und eigentlich hatte sie andere Sorgen. In zwei Tagen sollte ihre nächstältere Schwester Lavinia gemeinsam mit ihrem Mann eintreffen. Jede Post brachte neue Briefe, die Lavinias Wünsche bis in alle Einzelheiten auflisteten. So benötigte sie täglich eine Dosis Natronsaltz und konnte nur bei geöffnetem Fenster schlafen, ganz egal was sie über die verdorbene Luft in der Stadt gelesen hatte. Lavinia wohnte in Northumberland direkt an den rauschenden grauen Meeresfluten, wo sie Luft atmete, die noch nie geatmet worden war.

Louisa blieb vor einem der beiden tiefen Schlafzimmersfenster stehen und zog die Lamellen der Holzjalousie auseinander. Die Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite waren verschwunden. Die Gaslaterne brannte auch um zehn Uhr vormittags noch und tauchte doch nur sich selbst in Licht. Louisa presste die Stirn gegen die kalte Scheibe. Harriet wusste nichts von den Gründen, die Louisa

schon ihr ganzes Leben vom Reisen abhielten, die sie jegliche Gesellschaft über ihren eigenen kleinen Kreis von Verwandten und Freunden hinaus meiden ließen.

Ohne etwas zu sehen, starrte Louisa auf die Straße hinunter. Ihr wollte nur eine einzige Option einfallen. Sie würde ihre eigene Mutter um Rat bitten.

2

Der Pferdeomnibus erreichte seine Endstation und damit diesen entmutigenden Punkt, an dem alle verbliebenen Passagiere aussteigen und ihren Weg zu Fuß fortsetzen mussten. Louisa tastete noch auf dem Boden zwischen Maronenschalen und piksenden Strohhalmen nach einem Handschuh, der ihr heruntergefallen war, und kletterte schließlich als Letzte vom Wagen. Gewöhnlich nahm sie von Canonbury zur Antigua Street eine Droschke, aber seit vor drei Wochen der Nebel eingefallen war, ließen sich die Kutscher nur noch für das Dreifache des normalen Tarifs dazu überreden, auf die Südseite des Flusses zu fahren.

Der dampfende Atem der Pferde vereinigte sich rasch mit dem herrschenden Dunst. Louisa überquerte den Platz und bog hinter einer lauten Schankwirtschaft in das engmaschige Straßennetz. Ihre Handtasche hielt sie unter den Fledermausärmeln ihres Umhangs verborgen, denn Räuber trieben in dieser Dunkelheit vermehrt ihr Unwesen. Ebenso wie Mörder. So hatte es jedenfalls der Cousin von Rosina gesagt, der selbst Polizist war. Da die Bohlen des Gehsteigs glitschig waren, hielt sich Louisa dicht an den Mauern und Hecken, die die Häuser von der Straße trenn-

ten, und streckte die Hand aus, um durch die Strickmaschen ihrer Handschuhe das stachlige Buschwerk der Ligusterhecken zu spüren oder die raue Körnung der Mauersteine.

Über den Dächern der Häuserzeilen von Greenwich wurde tief am Himmel ein Halbmond sichtbar, der eine Reihe schmutzlig wirkender Wolken beleuchtete. Er führte Louisa die Antigua Street hinunter und durch das schmiedeeiserne Tor der Hausnummer 27, von dessen Pfosten ein Bund verblasster Seidenrosen hing.

Mrs. Hamilton öffnete die Tür. In ihrem Arm hielt sie ein Baby mit wunden Pusteln am Mund fest umschlungen.

»Wenn Sie so freundlich wären, sich selbst zu behelfen, Missus«, sagte sie. »Ich habe gerade alle Hände voll zu tun.«

Die Frau wich zurück bis gegen den Garderobenständer, und Louisa schob sich an ihr vorbei in den schmalen Flur, an dessen Ende sie die morschen Holzstufen in das rückwärtig gelegene Zimmer hinabstieg. Das kleine Fenster war mit dem unvermeidlichen violetten Samttuch verhängt, der schwere Duft einer Räuchertablette lag in der Luft, und die einzelne Öllampe, die von einem Balken hing, tauchte den Raum nur in ein Dämmerlicht. Trotz der drückenden Luft und dem mächtigen Moschusgeruch, der den Gestank nach Katzen und angebrannten Kartoffeln noch überlagerte, war es kalt und der Kamin unbefeuert. Vermutlich blieben Mr. Hamilton bei diesem abscheulichen Wetter die Kunden aus, dachte Louisa. Sie selbst wäre auch nicht gekommen, hätte sie die Wahl gehabt.

Von seinem Platz hinter dem Tisch nickte Mr. Hamilton ihr zu.

»Ich habe Ihre Nachricht erhalten. Setzen Sie sich doch, Mrs. Heron.«

Louisa ließ sich auf den Stuhl ihm gegenüber sinken und legte ihre Hände, mit den Handflächen nach oben, auf das sanft gewellte Tischtuch. Malachi Sethe Hamilton war gebürtiger Roma. Daher rührte sicherlich auch die Quelle seiner besonderen Gabe und, wie sie manchmal dachte, sein eigentümliches Auftreten. Das ganze Jahr über trug er einen breitkragigen Mantel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte. Den Saum entlang zogen sich aufgestickte Fische, Stiere, Skorpione, ein Zwillingsspaar, das sich an den Händen hielt, und aufgerichtete Widder. Seine Haare waren weder grau noch weiß und wuchsen als verfilzter Pelz aus beiden Schädelseiten, während die Kopfhaut dazwischen nackt und kahl blieb. Das Innere dieses Schädels stellte Louisa sich gerne als eine Schublade vor, die überquoll vor Visionen, Stimmen und Träumen.

Die Leute erzählten, er habe bei seiner Ankunft in London, gleich am ersten Tag, als er den Fuß vom Schiff setzte, den Namen Hamilton angenommen. Viele Dinge erzählte man sich über Mr. Hamilton, aber Louisa suchte ihn nun schon seit Jahren auf und hatte nie einen Grund gehabt, ihm zu misstrauen. Er hatte sich kein einziges Mal geirrt.

»Ich habe eine Frage an meine Mutter.«

Mr. Hamilton nickte.

»Sie wünschen den Rat der Mama wegen einer Reise.«

Dieser Beweis von Mr. Hamiltons enormem Scharfblick verlieh Louisa ein Gefühl der Sicherheit. In der engen Stube fühlte sie sich so wie damals, als ihr Vater, der als Kapitän zur See fuhr, ihr und ihren vier Schwestern auf

Landurlaub immer am Kaminfeuer Geschichten erzählt hatte. Viel zu bald schon würde Vater nicht mehr da sein, doch die Geschichten blieben. Dürftiger und unbefriedigender zwar als vor dem knisternden Feuer, aber dennoch allgegenwärtig. Eigene Welten, die resistent waren gegenüber Zeit, Zerfall oder missgünstigen älteren Schwestern.

»Ja, Mr. Hamilton. Ich möchte gerne, dass Sie sie fragen, ob ich meine Tochter ins Ausland bringen soll. Ihr Arzt besteht darauf. Aber ich ...«

»In ein wärmeres Klima, als es auf unserer Insel hier herrscht? An einen weit entfernten Ort?«

Louisa nickte dankbar. Mr. Hamilton kannte die Fragen, bevor sie sie stellte. Es war erstaunlich.

Er schloss die Augen. Sein Gesicht zog sich vor Anstrengung in Falten.

»Sprechen Sie, hochverehrte Dame«, hob er an und ergriff Louisas Hände auf dem Tisch. »Haben Sie die Güte und sprechen Sie mit uns.«

Louisas Hände waren kalt. Seine dagegen schlossen sich mit ihren rauen Handflächen warm um die ihren. Einen seiner Finger umfasste ein glänzender Ehering, den er erst vor Kurzem angesteckt hatte. Die frischgebackene Mrs. Hamilton war im Frühjahr eines Tages plötzlich da gewesen und hatte mit unübersehbarem Babybauch und herausforderndem Blick die Tür geöffnet. Im Stockwerk über ihnen schrie das Baby, und eine vage Unruhe, die etwas zu bedeuten haben mochte oder auch nicht, erfüllte die Luft.

Louisa sprach mit flüsternder Stimme.

»Hören Sie etwas, Mr. Hamilton?«

Er antwortete nicht. Mr. Hamilton saß keinen Meter

von ihr entfernt, doch Louisa hatte das bestimmte Gefühl, dass er den Raum verlassen hatte und nicht länger den massigen Körper bewohnte, den sie vor sich sah. Die Stille um sie herum veränderte sich. Sie wurde satt und vielschichtig, alles war mit einem Mal möglich. Und die Härchen an Louisas Armen und Rückgrat stellten sich auf, als Mr. Hamilton den Mund öffnete und mit sich zu ringen schien.

»Ich habe dich früher erwartet«, erklärte mit leichtem Beben eine hohe, echt klingende Stimme, die aus Mr. Hamiltons Mund drang. Es war die Stimme von Louisas Mutter. »Meine arme Izzy.«

Es war der Kosename aus ihrer Kindheit, den die Mutter inzwischen ständig benutzte, obwohl sie zu ihren Lebzeiten die älteren Mädchen ausnahmslos mit ihren vollen Namen angedredet hatte. Beim Wiederhören ihrer Stimme sah Louisa die Mutter ihrer Kindertage vor sich, jene Amelia Newlove, die in ihrer zarten Gestalt das gesamte Mysterium des Frauseins zu verkörpern schien. Einen Moment lang vergaß Louisa, warum sie hergekommen war. Sie senkte den Kopf und unterdrückte die Tränen.

»Ach, Mutter. Ich vermisse Sie so.«

Ein langes Schweigen setzte ein, das sie im Nachhinein auf eine volle Minute schätzte. Als die Stimme von Amelia Newlove sich erneut meldete, hatte sich ihr Ton verändert. Nun schwang kühle Autorität darin.

»Der Tod ist nah«, sagte sie.

Louisa fühlte einen eisigen Schauer, der sich tief an ihrem Rückgrat bildete und von dort den ganzen Körper durchströmte. Ihre Zähne begannen zu klappern.

»Was soll ich tun? Sagen Sie es mir, Mutter, bitte.«

»Der Weg ist weit«, sagte die Stimme. »Eile dich, Izzy.«

Mr. Hamilton schloss den Mund. Ein Schaudern durchlief ihn. Er ließ Louisas Hände los und begann, seine Stirn mit einem gepunkteten Taschentuch zu betupfen. Schweiß floss ihm aus allen Poren. Von seinem Kinn und seinen Wangen rannen die Tropfen, als hätte er soeben eine enorme Kraftanstrengung bewältigt. Er nahm einen Schluck aus dem Krug auf seinem Tisch und räusperte sich.

»Klar wie der helle Tag«, sagte er. Seine Stimme hatte wieder die eigene schroffe Tiefe angenommen. »Ich nehme mal an, Sie haben sie gehört, oder?«

»Ich habe sie gehört.« Louisas Kehle war so trocken, sie hatte Schwierigkeiten, die Worte herauszubringen. »Fast wünschte ich, ich hätte nicht.«

»Kein Grund zur Besorgnis, Mrs. Heron. Wenn man genauer darüber nachdenkt, ist der Tod uns immer nah. In London wandeln wir alle tagtäglich auf den Gebeinen Verstorbener.«

»Aber was soll ich nur tun? Was hat es zu bedeuten?«

»Das zu entscheiden ist Ihre Aufgabe.«

Mr. Hamilton rückte den Stuhl vom Tisch fort und stand auf. Etwas an ihm war nun anders. Seine zerfurchte Stirn wirkte nicht länger wie die Landkarte fremder Reiche, sondern nur noch wie die Züge eines müden Mannes. Und der Mantel sah schäbig aus, fast ein wenig lächerlich, so als käme sein Träger geradewegs aus einer schrillen Kostümfeier. Seine Stimme klang heiser, als er sprach.

»Furchtbar neblig, nicht? Die Schifffahrt ist schon wieder eingestellt worden.«

Louisa reichte ihm den halben Sovereign, stieg die Holzstufen hinauf und ging zur Tür. Im Hinaustreten warf

sie sich den Umhang über die Schultern und zog ihn hoch bis zu den Wangen, bevor sie sich ihren Weg die Antigua Street zurück in Richtung Endhaltestelle ertastete.

Harriet lag auf einen Berg Federkissen gestützt und starrte aus dem Fenster. Der Nebel hing wie ein schmutziger Vorhang draußen vor der Scheibe. In seinem Korb neben dem Kamin schnarchte leise der Hund. Es klang, als wäre er weit fort. Harriet ließ den Blick durch das Zimmer schweifen, betrachtete das ihr so vertraute Altweiß der Wände und das dunkle Holz am Fußende ihres Betts. Die Dachstube war schon ihr Kinderzimmer gewesen. Hier schlief Harriet, so lange sie zurückdenken konnte. In genau diesem Bett hatte sie lange Phasen ihres Lebens damit verbracht, in den Himmel zu schauen.

Sie begriff den Raum als Krankenzimmer, ob sie nun krank war oder gesund. Die Luft war schwerer als die Luft in den anderen Zimmern. In ihr lastete die Erinnerung an das ständige Abbrennen von Salpeterpapier, von Räucherpulvern aus Schwarzer Tollkirsche oder Karbolsäure, oder von Stramoniumzigaretten, die aus den getrockneten Wurzeln und Stengeln des Stechapfels gefertigt wurden und die sie einatmen sollte, wenn nicht gerade Menthol, Kampfer oder Eukalyptus in Schalen verdampfte, oder ihr als Notfallmaßnahme aus einem getränkten Taschentuch Chloroform zugefächelt wurde. Zwar verzogen

sich Rauch und Dampf irgendwann, die vielen Gerüche jedoch blieben hängen, klammerten sich fest aneinander und in die Wände, das Bettzeug oder in den alten roten Teppich, der vor dem winzigen Kamin lag.

Ein Federkiel aus einem der Kissen bohrte sich durch das Nachthemd in ihren Rücken. Sie rutschte ein wenig zur Seite. Ihre Atmung war flach, und ihr Herz schlug immer noch viel zu schnell. Sie fühlte es rasen, fühlte es davonhasten wie ein Freund, der ihr auf dem Gehsteig enteilt, weil er nicht so viel Zeit hat wie sie. Harriet hatte einmal gelesen, dass jeder Mensch mit einer fest zugeteilten Zahl an Herzschlägen geboren wird. Ist diese Zahl erreicht, stirbt er. Ihr Herz stürmte dieser Gesamtzahl entgegen, ohne Rücksicht zu nehmen auf den Preis, den sie das in Tagen kostete.

Schon den ganzen Winter bedrängte sie Dr. Grammaticas, einen Ortswechsel anzuraten. Jedes Mal wenn sie das Thema anschnitt, lehnte er ab. Es sei zu gefährlich. Unverantwortlich. Könne womöglich ihren Tod bedeuten. Am gestrigen Morgen dann war er ungewöhnlich früh gekommen. Nachdem er sie untersucht hatte, setzte er sich auf den Stuhl, der neben ihrem Bett stand, und sah sie mit seinen sanften braunen Augen an.

»Was ist los, Grams?«

»Es geht um Sie, Hattie.«

»Was ist mit mir?«

»Die Schleimhaut in den Bronchien hat sich verdickt. Die Perkussion Ihrer Brust ergibt einen emphysematösen hypersonoren Klopfeschall. Forcierte Atmung führt zu Rhonchus und Sibilanten.«

»Reden Sie normal mit mir.«

»Ihr Zustand hat sich verschlimmert, Harriet. Und diese Erkenntnis schmerzt Ihren alten Doktor sehr.«

Harriet presste eine Hand auf die Brust. Die Knochen unter ihrer Haut fühlten sich so scharf und zerbrechlich wie dünne Hühnerknochen an. Beim Einatmen hob sich die Brust nur leicht und senkte sich kaum merklich, wenn sie wieder ausatmete. Die Bewegung stand in keinem Verhältnis zum Kraftaufwand. Niemand wusste besser um den Zustand ihrer Gesundheit als sie. In diesem Winter hatte sie das Ringen um jeden Atemzug mehr denn je ausgelaugt. Aber niemand wollte wahrhaben, dass die Vorstellung, diesen Kampf eines Tages einfach aufzugeben und mit dem Atmen aufzuhören, für sie inzwischen überaus tröstlich war. Allein Dr. Grammaticas nickte mit seinem alten Schädel, als sie ihm erzählte, wie müde sie war.

»Dann helfen Sie mir doch«, sagte sie. »Helfen Sie mir, von hier fortzukommen.«

»Wohin möchten Sie denn? Bournemouth? Bath?«

»Meinen Sie das ehrlich?« Sie setzte sich aufrecht gegen die Kissen.

»Boscombe? Broadstairs?«

Harriet nahm die alte Hand mit den Leberflecken in ihre beiden Hände und küsste sie. Sie schüttelte den Kopf.

»Wohin sonst? Menton? An die Riviera?«

»Wei...« Ein Hustenanfall unterbrach sie. »Weiter.«

Dr. Grammaticas löste die Gummistöpsel seines Stethoskops von seinem Hals und verstaute das Instrument in ein Kästchen, dessen Inneres exakt die passenden Aussparungen besaß.

»Ich habe einen Neffen in Sydney.«

»Ägypten. Ich möchte nach Ägypten.«

Der Arzt brach in schallendes Gelächter aus.

»Ein wenig Sightseeing zwischen Grabbauten.« Er klappte den Messingverschluss des Kästchens zu, setzte sich erneut hin und stützte die Ellbogen auf seine Knie. »Ein belebendes Klima könnte Ihnen tatsächlich guttun, Harriet, aber es ist riskant. Meiner Meinung nach sind Sie nicht in der Verfassung zu reisen.«

»Ich bin nicht in der Verfassung hierzubleiben.«

»Möglicherweise bessert sich ihr Zustand, wenn es Frühling wird. Es wäre nicht das erste Mal.«

Harriet erwiderte seinen Blick. Es war der Arzt, der sich schließlich als Erster abwandte.

»Also gut. Ich werde mein Bestes versuchen.«

Er stand auf und nun sprach er mit lauter Stimme, die vor gekünstelter Fröhlichkeit dröhnte.

»Und in der Zwischenzeit, ausruhen! Haben Sie mich verstanden, junge Dame? Ausruhen!«

Harriet suchte tastend unter dem Bett und zog ein Buch hervor. Ecken und Rücken waren in ein rotbraunes Leder gefasst, dessen abgenutzte Oberfläche sich mittlerweile glatt wie Pfirsichhaut anfühlte. Sie ließ sich in die Kissen zurücksinken, legte den Band auf ihre Knie und öffnete ihn. Bücher waren ihre Medizin. Bücher waren es, die sie am Leben hielten.

Großonkel Redvers hatte in seinem Testament bestimmt, dass seine Büchersammlung über das alte Ägypten an die drei älteren Brüder Harriets gehen sollte. Keiner von ihnen hatte Interesse daran gezeigt. So blieben die Bände, verstaubt und ungelesen, oben auf einem Regal in der Biblio-

thek, bis Harriet eines Tages eines herunternahm und begann, darin zu blättern.

Sie stieß auf ein Wörterbuch der Hieroglyphen, die von den alten Ägyptern als Schriftzeichen verwendet worden waren. Harriet faszinierten diese winzigen Abbildungen von Vögeln, Käfern, von Sternen, Monden und von gehenden Beinen. Obwohl diese Bilder Tausende von Jahren alt waren, ließen sich viele von ihnen so rasch verstehen, als hätte sie die Zeichen eben mit eigener Hand gezeichnet. Es gab Hornvipern und Schlangen, Sichelmonde, Sonnenscheiben und Lotuspflanzen.

Einige der Bedeutungen waren unmissverständlich. Ein Mann mit erhobenen Armen bedeutete *anbeten*, ein Auge *sehen*. Unter anderen konnte man sich gar nichts vorstellen. Ein Vogel mit einem menschlichen Gesicht stand für den *Ba*, jenen Teil eines Menschen, der ihn von allen anderen Menschen unterschied. Sofort wurde der Ba-Vogel zu einer ihrer Lieblingshieroglyphen.

Harriet verlor sich völlig in der Lektüre des Wörterbuchs und hatte das Gefühl heimgekehrt zu sein. Die alten Ägypter hatten Dinge bezeichnet, die auch heute noch benannt werden mussten. Da gab es Hunde, Katzen, Sperlinge, Schwalben und Brotlaibe. Die Darstellungen zeigten einen Phallus, eine gebärende Frau und gefangene Krieger. Und in ihrer Sprache stand der Atem für das Leben, das Geschenk der Götter, symbolisiert durch das *Anch*, ein Kreuz mit einer ovalförmigen Spitze.

Sie begann, sich ihre eigenen Zeichen auszudenken. Ein kuppelförmiger Reifrock für ihre Mutter, die damals noch immer so etwas trug, und für ihren Vater einen Sovereign mit dem Porträt der Queen. Eine vierfingrige Hand für

Rosina, die als Kind bei einem Unfall an einem Eisentor einen Finger verloren hatte. Stiefel für ihre drei Brüder, in unterschiedlichen Größen. Ein Stethoskop für Dr. Grammaticas.

Tante Yael erhielt ein Symbol, das direkt aus dem Hieroglyphenverzeichnis stammte. Die fallende Straußenfeder stand für Maat, die Göttin der Wahrheit, und symbolisierte Gerechtigkeit und Weltordnung. Für Harriet verwies die Feder vor allem auf die mit ramponierten grauen Federn geschmückte Haube, die ihre Tante zu jeder Jahreszeit trug.

Als Harriet älter wurde, begann sie zu begreifen, dass die Bilder nicht unbedingt das unmittelbar Dargestellte bezeichnen mussten. Einige Abbildungen gaben Geräusche wieder oder besaßen allgemeine Bedeutung. Mit den Jahren wurden die Zeichen, die sie für ihren eigenen Gebrauch erfand, immer verschlüsselter. Ein aufgeschlagenes Buch stand etwa für die mit dem Lesen verbundene Fluchtform, für die es im Englischen keinen treffenden Begriff gab. Sie zeichnete zusammengezogene Augen für Neid und weinende für Trauer, und zwar für die offizielle, begründbare Trauer, wie man sie nach einem Todesfall empfand. Jene andere Art, die sie vorwiegend empfand, eine Traurigkeit ohne Ursache, die in ihr Inneres kroch wie der Nebel ins Haus, zeichnete sie als Kopf, der schräg auf einer Hand ruhte. In ihren Tagebüchern benutzte sie eine Mischung aus Symbolen und Wörtern, die sicherstellte, dass kein anderer ihre Aufzeichnungen lesen konnte.

Harriet schloss das Buch, atmete den ehrwürdigen Duft ein, spürte die vertraute Schwere in ihren Händen. Neben der Euphorie, in die Dr. Grammaticas' Äußerungen sie

versetzt hatten, erfüllte sie noch ein anderes, eher zwiespältiges Gefühl. Als eine Reise nach Ägypten noch ausgeschlossen schien, war sie stets fest davon überzeugt gewesen, sich nichts im Leben sehnlicher zu wünschen. Jetzt, da eine solche Reise in den Bereich des Möglichen rückte, befiel sie eine ängstliche Vorahnung, die vollkommen neu für sie war.

Yael. Was für eine schöne Überraschung.«
 Mit ihrer Schwägerin hatte Louisa nicht gerechnet. Sie war gerade oben im ehemaligen Spielzimmer der Kinder gewesen und hatte den Globus studiert, als das Mädchen gemeldet hatte, dass Yael im Salon warte. Es war recht spät für einen Besuch. Aus der Küche zog bereits Bratenduft durch das Haus.

»Weshalb möchte Blundell mich sprechen?«, fragte Yael und warf einen Blick auf die nächste der diversen Uhren im Raum, die alle in unterschiedlichem Takt tickten. Sie streifte ihre Handschuhe ab. »Ich müsste eigentlich an einem Treffen teilnehmen, aber in seiner Nachricht hieß es, dass es dringend sei.«

Louisas Verblüffung stieg. Sie wusste nichts davon, dass Blundell seine Schwester einbestellt hatte und kannte auch den Grund nicht.

»Wahrscheinlich wegen Vater«, sagte sie und zog an dem dicken Seidentroddel des Klingelbands. »Wie ich höre, geht es ihm nicht gut.«

»Er hat Halsschmerzen von der verdreckten Luft und weigert sich, etwas anderes zu sich zu nehmen als Whisky und heißes Wasser. Ich halte Whisky am Vormittag nicht

für das Richtige. Aber ich glaube nicht, dass Blundell sich darüber unterhalten will.«

Yael legte ihre Haube auf das Chesterfield-Sofa und ließ sich auf einem Stuhl nieder, dessen samtgepolsterte Armlehnen genau ihre Hüften einfassten. Die Haare, seit ihrem dreißigsten Lebensjahr silbergrau, hatte sie wie gewöhnlich über den Ohren zu Schnecken gedreht. Ihre Kleidung war in den immer gleichen gedeckten Grautönen und lavendel- oder malvenfarbenen gehalten, die sie seit dem Tod ihrer Mutter vor zehn Jahren trug. Louisa fand ein solch übertrieben langes Trauern affektiert. Aber ihr Vorschlag, Mr. Hamilton zu konsultieren und herauszufinden, ob die verstorbene Mrs. Heron ihr ein paar tröstende Worte senden konnte, war bei Yael auf schroffe Ablehnung gestoßen.

Louisa griff nach den Handarbeitssachen. Sie hatte ihren Entschluss getroffen, als sie am gestrigen Abend im Omnibus zurück über den Fluss schaukelte. Vor dem Pferdegewiss war ein Mann mit einer Handglocke gelaufen und hatte unaufhörlich geläutet. Trotz der unruhigen Fahrt hatte sich in ihrem Innern ein Gefühl der Stille ausgebreitet. Der Ratschlag ihrer Mutter war eindeutig. Harriet zuliebe musste Louisa das Risiko eingehen und die Reise unternehmen. Wenn nötig würde sie bis ans Ende der Welt reisen. Sie würde ihre Tochter nicht sterben lassen.

Das Hausmädchen erschien im offenen Durchgang. *Mary*. So hieß sie.

»Wir nehmen Tee, *Mary*. Den Earl Grey. Im Silberkännchen.«

Nachdem der Entschluss feststand, hatte Louisa keine

Zeit verloren. Sobald Harriet nach dem Abendessen in ihr Zimmer hinaufgegangen war, hatte sie Blundell berichtet, was der Arzt empfohlen hatte, und auch sofort ihre eigene Meinung angefügt, dass sie nämlich unverzüglich mit der Planung der Reise beginnen sollten. Ihren Besuch bei Mr. Hamilton erwähnte sie lieber nicht. Dass ihre Mutter die Notwendigkeit der Reise bekräftigt hatte, könnte Blundell dazu bringen, sie für überflüssig zu erklären.

Blundell hatte eine ganze Weile geschwiegen und nur ein paarmal geseufzt. Sie saßen noch immer unter dem Licht des Gaskronleuchters im Speisesalon, wo sie an zwei nebeneinanderliegenden Seiten des achteckigen Tisches Platz genommen hatten. Die Vorhänge waren dicht zugezogen, und im Kamin flackerte niedrig ein Feuer. Während sie auf die Entscheidung ihres Mannes wartete, spürte Louisa die wohltuende Geborgenheit ihres Heims. Sie betrachtete die dunkel glänzende Anrichte und die japanische Tapete dahinter, und sah zu der Vitrine, hinter deren Glasscheiben das edle Crown-Derby-Geschirr auf diesem weichen tiefgrünen Samt drapiert war, der sie immer an Moos denken ließ.

Kurz nach Blundells Beförderung in der Bank waren sie von ihrem Haus in der Wren Street nach Canonbury gezogen. Harriet war damals kaum zwei Jahre alt gewesen. Blundell hatte zweitausend Pfund für eine neunundneunzigjährige Pacht bezahlt, und seitdem erfüllte Louisa die Aussicht, den Rest ihrer Tage in diesem georgianischen Wohnhaus zu verbringen, mit einem beständigen Gefühl der Zufriedenheit.

Blundell seufzte erneut.

»Wenn der Arzt es anrät, muss sie gehen.« Er ergriff

ihre Hand und tätschelte sie. »Und du musst natürlich mit. Ich werde mich sofort darum kümmern, die nötigen Mittel verfügbar zu machen. Meine Hauptsorge besteht darin, dass ich dich nicht begleiten kann, Louisa. Allen Berichten zufolge befindet sich das Land in einem desolaten Zustand.«

»Ich danke dir, Blundell«, sagte sie. Erleichterung und Angst durchströmten sich in gleichem Maße. »Ich wusste, dass ich auf dich zählen kann. Wir werden uns nach Weihnachten auf den Weg machen.«

»Ich werde dich schrecklich vermissen.« Er führte ihre Hand an die Lippen und küsste sie. »Aber das bedarf wohl kaum der Erwähnung.«

Louisa begegnete seinem Blick und brachte keinen Ton heraus. Über eine Trennung von Blundell durfte sie erst gar nicht nachdenken. Andernfalls würde sie es sich womöglich noch einmal anders überlegen.

Von unten drang das Gebell von Harriets Hund herauf. Louisa hob den Kopf und sah, dass Yael sie durch ihre Brillengläser beobachtete. Ihre Schwägerin klappte eine Dose Pfefferminzbonbons zu.

»Stimmt etwas nicht, Louisa? Du siehst abgespannt aus.«

»Mir geht es gut, danke, Yael. Und dir?«

Yael nickte.

»Kein Anlass zur Klage, meine Liebe.«

Louisa zog eine Nadel aus dem Seidentäschchen, das Harriet vor so unglaublich vielen Jahren für sie gemacht hatte. Die Ungezwungenheit und die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die Louisa mit ihren Schwestern

verbanden, kannte ihr Verhältnis zu Yael nicht. Daher verspürte Louisa auch kein Bedürfnis, die Ereignisse der letzten beiden Tage mit ihr zu besprechen.

Das Bellen wurde lauter, die Haustür öffnete sich und das Klappern von wendenden Hufen drang von der Straße die Treppe hinauf. Blundells Stimme erklang, noch bevor er richtig eingetreten war.

»Ist meine Schwester schon da? Ah, da bist du ja.« Er goss sich einen Schluck Gin ein und stellte einen Stuhl vor Yael. »Louisa dürfte dir bereits erzählt haben, was geplant ist, richtig?«

Louisa schüttelte den Kopf.

»Noch nicht, Blundell. Dazu gab es noch keine Gelegenheit.«

»Ich will dir lange Vorreden ersparen, Yael«, sagte er. »Harriets Zustand bessert sich nicht. Grammaticas verordnet eine Fahrt den Nil hinauf.«

»Verstehe.« Yael wirkte erstaunt. Sie rutschte in ihrem Stuhl nach vorn, wobei sie ihre Masse geschickt ausbalancierte. »Klingt nach einer sehr radikalen Maßnahme.«

»Es braucht radikale Maßnahmen«, ergänzte Louisa. »Harriet verlassen die Kräfte.«

»Armes Mädchen«, sagte Yael. »Ich werde für sie beten.«

Blundell stand wieder auf.

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten, Schwesterherz.«

»Und der wäre?«

Yaels Stimme klang vorsichtig. Es war unfair, dachte Louisa bei sich, dass die Pflege des Vaters allein auf den Schultern ihrer Schwägerin ruhte. Blundell kam zwar für

die Kosten auf, aber es war Yael, die morgens wie abends bei dem alten Mann saß, sich seine Nörgeleien anhören musste und ihm die Zeitung von der ersten bis zur letzten Seite laut vorlas. Blundell fand bei seinen Besuchen kaum die Zeit sich hinzusetzen. Er stellte sich nur an das Schreibpult, füllte Schecks aus und addierte Summen.

»Louisa allein ist nicht dafür gerüstet, um die halbe Welt zu reisen«, hob er schließlich erneut an. Sein Ton enthielt keine Wertung. Er sprach, als würde er eine bekannte Tatsache erwähnen.

»Was redest du denn da, Blundell?« Louisas Hand unterbrach das Nähen.

Die dicken Brillengläser, durch die Yael ihren Bruder musterte, vergrößerten ihre ernsten grauen Augen in einer Weise, dass der Eindruck entstand, ihr vorrangiger Zweck bestehe eher darin, anderen zu ermöglichen, sie genauer zu sehen. Jahre zuvor hatte Louisa sich eingestehen müssen, dass Harriet die Augen ihrer Tante geerbt hatte.

»Es wäre nur für ein oder zwei Monate«, sagte Blundell. »Im Höchstfall drei, meint der Arzt.«

»Und wer soll sich um Vater kümmern?«

Blundell stellte sein Glas ab und senkte die Hände zu den Flammen, die aus einem verkohlten Scheit züngelten.

»Mrs. Darke kennt seinen Tagesablauf besser als irgendjemand sonst.«

Yael legte die Hände auf die Armlehnen und stemmte sich aus dem Sitz.

»Du möchtest unseren Vater einer Hausangestellten anvertrauen?«

Blundell sprach in sanftem Ton.

»Er erkennt dich doch kaum noch, Yael. Deine Abwe-

senheit wird ihm keine Leiden verursachen. Harriet braucht dich dringender.«

Das Mädchen erschien mit dem Tablett und begann, ungeschickt mit den Teelöffeln herumzuklappern. Louisa entließ sie mit einem Blick, trat an den Tisch und füllte behutsam die erste Tasse. Ihre beste Kanne tropfte immer leicht am Ausguss. Sie konnte sich nicht vorstellen, mit Blundells Schwester auf Reisen zu gehen. Sie und Yael hatten nichts gemein. Louisa hatte weder Zeit für Wohltätigkeitsarbeiten noch für Bibelstudien, und Yael legte weder auf ihr äußeres Erscheinungsbild größeren Wert noch war sie an der Welt des Spirituellen interessiert.

Yael hatte ihre Haube vom Sofa genommen. Lose baumelte sie in ihrer herabhängenden Hand, sodass die alte graue Feder über den Teppich strich. Wie ein totes Lebewesen, dachte Louisa, und ein leises Schaudern durchlief sie.

»Louisa?«, fragte Yael. »Was hältst du denn von diesem Unsinn?«

»Für Harriets Gesundheit werde ich tun, was immer nötig ist.« Sie konnte nicht klar denken, fühlte sich, als wäre ihr die dunkle Jahreszeit ins Hirn gekrochen. »Ich bin sicher, wir werden hervorragend miteinander auskommen. Hier bitte, eine Tasse Tee für dich, Yael.«

Yael blickte sie an und wandte sich dann wieder ihrem Bruder zu.

»Ich war nie der Meinung, dass Harriet in ihren absonderlichen Ideen bestärkt werden sollte, Blundell. Das Heilige Land hätte ich für das angemessenere Reiseziel gehalten. Aber auf mein Pflichtbewusstsein soll sich stets jeder verlassen können, das ist mir wichtig.«

Kurz darauf fiel die Haustür erneut ins Schloss. Louisa trat ans Fenster und zog den Samtvorhang zur Seite. Das Haus schien in einem Meer aus Nebel zu schwimmen, der auch Yael verschluckt hatte. Louisa nahm wieder ihren Platz ein und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Sie hielt das Nadelöhr gegen das Lampenlicht.

»Sie ist wirklich ein Goldstück«, sagte Blundell.

»Zugestimmt hat sie nicht«

»Sie hat nicht abgelehnt. Ich werde mich morgen direkt mit dem Schiffsagenten treffen. Die Bank besitzt eine Villa in Alexandria, die ihr sicherlich benutzen könnt.«

»Ich kann mir deine Schwester einfach nicht in den Tropen vorstellen«, gab Louisa zu bedenken.

»Das sind nicht die Tropen. Das ist der Nahe Osten.«

Er wirkte unaufmerksam.

»Wie dem auch sei«, beharrte Louisa, »es wird heiß sein.«

Blundell setzte sich in seinen Stuhl, lehnte sich zurück und stellte das Glas auf seiner Brust ab.

»Yael hat Harriet schon immer gemocht.«

Louisa schob das Ende des Baumwollfadens durch die schmale Öffnung. Da hatte er recht. Yael zeigte mehr Anteilnahme an Harriet, als Louisas eigene Schwestern es taten. Sie hatte ihr Gebetbücher mitgebracht, deren Seiten mit Goldschnitt verziert waren, eine Ausgabe von John Bunyans *Pilgerreise zur seligen Ewigkeit* oder Traktate zur Situation der Frauen. Ansonsten hielt nur Louisas jüngere Schwester Anna noch regelmäßigen Kontakt zu Harriet. Sie schickte ihr lange Briefe oder auch Geschenke aus all den entlegenen Winkeln der Welt, in denen sie sich gerade aufhielt. Insgeheim hatte Louisa ihre kleine Schwester

sogar im Verdacht, einigen der exzentrischen Einfälle Harriets Vorschub geleistet zu haben.

Blundell war schon wieder aufgestanden.

»Offen gesagt ist Ägypten pleite«, erklärte er. »Der Zeitpunkt ist also nicht eben günstig, aber ich schätze, das sollte euch nicht betreffen.« Er sah ihr direkt ins Gesicht. »Sei nicht verärgert, Louisa. Sollte es Schwierigkeiten geben, wird Yael die Dinge regeln. Das hat sie immer schon getan.«

Lavinia saß mit dem Rücken zum Spiegel an Louisas Frisiertisch.

»Opernglas«, sagte sie. »Zwirn, getönte Brille.« Wie willst du das denn alles transportieren?«

Louisa zuckte mit den Schultern. Lavinia hatte sich ungefragt in die Planung der Ägyptenreise eingemischt. Am Morgen hatte sie Rosina dabei geholfen, die beiden Schrankkoffer aus dem Keller in Louisas Zimmer zu schleppen, wo sie nun mit aufgeklappten Deckeln lüfteten. Sie hatte den Reiseführer, den Blundell mitgebracht hatte, in Beschlag genommen und brütete nun über einer Liste der unerlässlichen Dinge.

Lavinia hob das Buch erneut, hielt es ins Licht der Kerze und las mit lauter Stimme: »Herren sollten ihre Jagdbüchsen mitnehmen. Sowohl Waffen als auch Munition sind schwierig zu beschaffen.«

»Wir sind keine Herren«, sagte Louisa.

Es war drei Uhr nachmittags am zweiten Weihnachtstag und draußen vor den Fenstern hing eine undurchdringlich zähe Wolkenschicht. Sie sahen sich so selten, da fand Louisa es bedauerlich, wenn ihr die Schwester in

diesen wenigen Momenten auch noch als Last erschien. Louisa hatte gedacht, sie könnte Lavinia ihre Besorgnisse anvertrauen, aber die ersten beiden Tage des Besuchs waren derart ausgefüllt gewesen mit Organisatorischem, mit der Zubereitung zweier Gänse, unzähliger Nachspeisen und Pies sowie mit der Begrüßung ihrer Söhne und Toms neuer Frau, die augenscheinlich noch immer nicht schwanger war, dass Louisa überhaupt keine Gelegenheit gefunden hatte, Lavinia unter vier Augen zu sehen. Jetzt bot sich ihr die Chance und sie fühlte sich außer Stande, ihre Ängste offen auszusprechen.

Lavinia klappte das Buch zu.

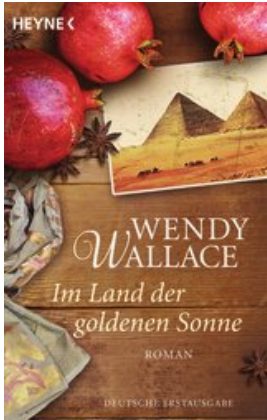
»Musst du denn fahren, Louisa? Auch wenn du es gar nicht möchtest?«

»Der Doktor glaubt, dass ihr das trockene Klima zuträglich sein wird. Und Harriet wünscht sich nichts sehnlicher.«

Louisa betrachtete das rosafarbene Rosenmuster im Teppich. Die Weisung, die sie von ihrer Mutter erhalten hatte, würde sie nicht erwähnen. Lavinia stand Mr. Hamilton ebenso kritisch gegenüber, wie Blundell dies tat. Manchmal fragte sich Louisa, ob ihre Schwester womöglich nur eifersüchtig darauf war, dass die Mutter zu ihr aus dem Jenseits sprach. Die Erinnerung an ihre Stimme und die Mahnung, die sie ausgestoßen hatte, ließ sie schaudern.

Vom oberen Stockwerk war Husten zu hören. Lavinia legte das Buch auf den Frisiertisch und sah Louisa mit zur Seite geneigtem Kopf an.

»Wir beten alle dafür, dass es Harriet helfen möge. Aber ist es wirklich klug? Für dich, meine ich. Du bist doch



Wendy Wallace

Im Land der goldenen Sonne

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41888-2

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2016

Die 23-jährige Harriet Heron ist wegen ihres Asthmas abgeschnitten von der Außenwelt. Bevor es zu spät ist, muss sie dem Dunst des viktorianischen London entfliehen und einen Ort finden, an dem sie endlich Luft zum Atmen hat. Zusammen mit ihrer Mutter Louisa und ihrer Tante Yael bricht Harriet nach Ägypten auf und erfährt, was Leben bedeutet. Doch eine Zufallsbegegnung auf dem Weg nach Alexandria mündet in eine gefährliche Freundschaft, als Louisa von ihrer Vergangenheit eingeholt wird – in Gestalt eines Mannes, der entschlossen ist, sie zu vernichten. Und Harriet steuert auf ein Schicksal zu, das niemand vorausahnen konnte.



Der Titel im Katalog